

Werk und Vita

Herold Binsack ist am 08. August 1953 in Geiselbach/Unterfranken. geboren. Er wohnt mit seiner zweiten Frau und der 3-jährigen Tochter seit 2002 in Oberursel/Taunus. Er ist seit 1987 Mitarbeiter des Sozialamtes der Stadt Frankfurt am Main.

Politisch aktiv ist er seit Mitte der 70er Jahre, literarisch tätig seit Mitte der 90er. Unter Freunden und Kollegen ist der Nichtraucher dafür bekannt, dass er hin- und wieder eine kubanische Zigarre (keine Cohiba) raucht, zwecks Entspannung und im Anklang an eine - und in einer Kubareise kennengelernte - liebgewonnene Lebensart.

Bis auf zwei Schriften, die 1996/1997 im Incentive-Journal (siehe auch weiter unten) veröffentlicht wurden ¹, sind seine Beiträge hauptsächlich als Leserkommentare (teilweise unter einem Pseudonym ²) in ZEIT-Online oder in FAZ.net veröffentlicht.

Gelegentlich auch in der Print- und Onlineausgabe der Frankfurter Rundschau und der Frankfurter Neuen Presse. Alle Artikel bemühen sich, trotz ihres sachlichen Zusammenhangs, um eine spezielle literarische Note, die den darin vertretenen Marxismus nicht als abgegriffenen Agitprop auftreten lassen.

Der Nach-68er grenzt sich in Theorie wie Dichtung auch von einem gewissen postimperialistischen „Postmarxismus“ (Robert Kurz) ab, welcher in jüngster Zeit, die marxische Theorie als Zombie durch die linke Welt geistern lässt ³.

Schon vor seiner Ehe mit einer Türkin, Ende der 70er Jahre, entwickelte der Autor seine besondere Beziehung zum „Orient“.

In seiner Diplomarbeit 1984 an der Fachhochschule Frankfurt, Fachbereich Sozialarbeit ⁴, setzte er sich mit der Ideologie und der Politik des „Kemalismus“ (nach Mustapha Kemal, dem so genannten „Vater der Türken“ - Atatürk) auseinander.

So kam ihm der Gedanke, dass dieser zu spät gekommene kapitalistische Räuber am Bosphorus früher oder später genau von dem politischen Islam eingeholt werde, den er da mit Kemal geglaubt hatte, sich vom Hals geschafft zu haben ⁵. Religion kann man nicht

¹ Der zweite Beitrag, erschienen auch 1997, zeigte unter dem Titel: „**Motivationsschub: kontrastreiches Holland** - Widersprüche durchleben - mentale Kraft schöpfen“, und zwar an dem Beispiel Rotterdam/Den Haag, wie eine schöpferische Spannung des Lebens aus dem Widerspruch - und zwar hier zwischen modernem und traditionellem - hervorgeht.

² Es dürften mittlerweile hunderte von solchen Leserbriefen sein. Eine Homepage befindet sich unter www.herold-binsack.eu im Aufbau. Sämtliche Texte werden dort bald veröffentlicht sein, und damit wird auch das Geheimnis um das Pseudonym in der ZEIT gelüftet.

³ Die Auseinandersetzung hiermit wird mit dem Pamphlet ... „**PHILOSOPHUS MANSISSES!**“ (April-August 2006) demnächst auch auf der eigenen Homepage nachzuvollziehen sein. Es wendet sich gegen eine Richtung, die doch allen Ernstes verkündet, dass die Geschichte der Menschheit eine „von Leuten“ („Die Leute der Geschichte“ - Gerold Wallner, 2006/Exit!) gemachte sei, und eben nicht eine durch den Klassenkampf (Marx) hervorgegangene.

⁴ Diese Arbeit wurde nicht veröffentlicht, da die darin aufgearbeitete Thematik, unter anderem die des Völkermordes an den Armeniern, die türkische Familie in der Türkei, aber auch in Deutschland, gefährdet hätte.

⁵ Laizismus und „Islamismus“ legitimieren sich somit gegenseitig. Das Verbot islamischer Rituale (der Kemalismus war nie mehr als ein solches) stärkt zudem nationalistische Formen in und außerhalb der Religion, die dort nicht nur nicht verboten, sondern eben auch historisch noch nicht obsolet sind.

verbieten, nicht nur weil sie Weltanschauung ist, sondern viel mehr, weil sie eng verbunden ist mit dem Verlangen des Menschen seine Sterblichkeit zu kompensieren, was als Motiv im Übrigen auch in der Dichtung wirkt. Den Dichter kann man nicht vernichten, man kann ihn nur zum Schweigen bringen. Aber dieses Schweigen wäre dann auch Protest (Hölderlin: Der wahre Dichter schweigt).

Und auch dieser Gedanke kam ihm: Das Patriarchat des Westens ist ein völlig anderes als das des Ostens. Das westliche ist aus dem hellenistischen Verständnis eines „Eros“ erwachsen. Eros im altgriechischen, ist nicht Synonym für eine modern zu interpretierende Erotik, sondern vor allem Ausdruck eines (ganzheitlichen) antiken Weltverständnisses. Die antike Philosophie, die „Liebe zur Weisheit“, ist in diesem Sinne eine erotische Philosophie, die das Weib (die Welt der Titanen) durch „Eros“ (die Welt der Götter), in die männliche Ästhetik verbandelt. Lyrik ist damit Inbegriff für die List jenes Patriarchats, das seine „Ordnung“ in das „Chaos“ des Weibes bringen möchte (Die „Hingabe an die Weisheit“ wird bei den Christen dann zur Gottesliebe) ohne das Weib dabei auszurotten, von dem es weiterhin abhängt.

Durch Bornemanns „Das Patriarchat“ bestärkt, kam ihm der Gedanke, dass hier auch ein ungelöstes Problem für das marxistische Selbst- und Klassenverständnis liegt. Das Patriarchat, selbst in seiner distanzierten Betrachtung durch den Marxismus, ist die Klammer für die - sich im Klassenkampf ansonsten antagonistisch begegnenden - Subjekte. *„Ein Volk, das andere unterdrückt, kann (eben) nicht frei sein“.*

Das Verständnis, dass das Patriarchat (ausschließlich) im „Orient“ zu suchen sei, entstammt einer westlichen Wahrnehmungsstörung. Der Orient ist nicht nur wesentlich später vom Patriarchat übernommen - infolge griechischer Expansion zum Beispiel -, sondern dabei eben auch in seinen "matriarchalen" Grundstrukturen weniger verletzt worden. Das Patriarchat wurde einfach den alten - und solchermaßen vor allem im Volk sehr verbreiteten - matriarchalen („matristischen“ - Bornemann) Strukturen übergestülpt. Aufgrund des Fehlens eines besonderen gesamtgesellschaftlichen, vor allem: ökonomischen Grunds, blieb es weitestgehend dort auch so. Die orientalische Produktionsweise, mit ihrer auf agrarischem Gemeineigentum basierenden Gesellschaft, vertrug eben beides - nebeneinander, ineinander und übereinander. Bis zu dem Moment, wo die Moderne dort Einzug hielt.

Die „orientalische Gesellschaft“ befindet sich seitdem in einem Zwei-Fronten-Krieg: Einerseits verteidigt sie sich gegen die Moderne, andererseits versucht sie dieser zuvor zu kommen, sie also einzuholen, wenn nicht gar: zu überholen. In Bezug auf die Geschlechtertrennung bleibt sie der vormodernen Parallelgesellschaft verhaftet, in der technischen, ergo: Arbeitswelt, versucht sie moderner als die Moderne zu sein. Daraus ergibt sich ein Paradox, bzw. eine Aporie für die orientalische Frau: Als moderne Produktivkraft ist sie mindestens so unersetzbar wie ihre Schwester im Westen, und doch soll sie den goldenen Käfig⁶ nicht verlassen, da eben jene Produktionsverhältnisse dann auch ihre „Ehre und Weiblichkeit“ zerstören. Insbesondere auch in der Türkei, mit der sich der Autor, auch

⁶ Dies erklärt vielleicht auch die merkwürdige Ambivalenz der orientalischen Frau in ihrer Beziehung zum Mann, zum orientalischen zunächst, dann aber auch zum westlichen. So kann es kommen, dass sie sich in ihrer (intimen) Persönlichkeit von dem orientalischen Mann nicht so missachtet fühlt, wie es „uns“ die politische Konstitution dort deuten ließe, aber dies sehr wohl - und viel mehr - in Gegenwart eines westlichen Mannes. **Kann es sein, dass die über Jahrtausende gelebte gnadenlose Ignoranz weiblicher Identität, in der Moderne also nicht ihr Aufbegehren, sondern vielmehr ihre Vollendung erfahren hätte?**

nach dem Scheitern seiner ersten Ehe, immer noch verbunden fühlt, findet er noch deutliche Spuren jenes „Matriarchats“, das ihm das Unbegreifliche hier - bei sich „zu Hause“ - noch unbegreiflicher macht. In seiner zweiten Ehe mit einer Perserin, geht die Reise nun zu den Quellen jener Ambivalenz, die sich dort auch als Fatalismus, bzw. Nihilismus äußert. Dank jenen Dichtern, Philosophen und wissenschaftlichen Denkern, wie Hafiz, Khayyam, Ferdousi und anderen, ist hieraus auch eine Haltung erwachsen, die sich auf besonders geschickte Weise gegen omnipotente Ansprüche zu wehren weiß - und das Patriarchat verkörpert eben auch einen solchen Machtanspruch.

Das Überleben unter den orientalischen Despoten ließ den Menschen keine andere Wahl. Und auch der Moderne Machtausübung, wenn nicht überhaupt ganz und gar der Macht der Moderne, wird hier versucht ein „Schicksal“ entgegen zu setzen. Vielleicht ist die freudsche „weibliche Hysterie“ nichts anderes als der in die Moderne gerettete Fatalismus, nämlich der eines Geschlechts, welches solchermaßen gelernt hat - und dies über tausende von Jahren -, auf „irre“ Weise sich nicht „verfügbar“ zu machen?!

Die griechische Antike scheint im Orient auferstanden. Was in der orientalischen Lyrik aber an die Antike anklingt, ist nur das offenkundige Drama beider: die Sinnlosigkeit antiken wie orientalischen Liebestrebens. Nur in der orientalischen Welt aber, wird solches auf fatalistische Weise protestierend antizipiert.

Die westliche Moderne hat sich daraus weiter entwickelt und nach einem Begriff gesucht, der für den Eros ein passendes Subjekt ausmacht. In der Antike war EROS noch eine Gottheit. Via Projektion der christlichen Gottesliebe auf das patriarchale Oberhaupt der Familie, war dieses für das Bürgertum⁷ dann gefunden.

Dass aber auch diese (auch romantisch verklärte) Liebe bestenfalls nur ein Selbstbetrug ist, will der Autor belegen, indem er diesen modernen Mythos am antiken Vorbild abgleicht, und so ganz nebenbei auf die gemeinsamen Wurzeln abendländischer wie orientalischer Liebesunfähigkeit verweist.

Dabei spielte Ernst Jüngers „*Der gordische Knoten*“⁸ eine Stichwort gebende Rolle. Ernst Jünger verwies den suchenden Europäer auf seine eigenen orientalischen und solchermaßen tiefer liegenden Schichten. Und Jünger stellte auch fest, dass die Linie zwischen Orient und Okzident konkret-historisch, und daher immer neu zu definieren ist.

Davon inspiriert, veröffentlichte der Autor 1997, unter dem Titel „*Istanbul, Kopf der modernen und Herz der traditionellen Türkei*“⁹ seine Ansicht, dass der Bosphorus diese aktuell-historische Scheidelinie sei, und auch die Vermutung, dass das Gesicht der Welt, von dort aus womöglich, noch einmal eine ähnlich dramatische Veränderung erfahren könnte, wie „einst nach dem Rückzug der Mauren aus den Gärten Granadas“.

Dass sich nun islamisch-terroristische Gruppierungen kürzlich dazu bekannten, für eine dementsprechende „Geschichtsrevision“ zu sorgen, um die „Gärten Granadas“ wieder dem „Islam“ einzuverleiben, betrachtet er als eine schräge, aber deswegen nicht minder interessante Bestätigung für seine nun 10 Jahre alte „Vision“.

⁷ Und Marx meinte noch, dass das eigentlich nur für das moderne Proletariat zu gelten hätte, was da das Bürgertum als Geschlechtsliebe deklarierte.

⁸ Aus der Sicht des Autors ist dieses kleine Büchlein vielleicht das einzig wirklich brauchbare, wenn nicht gar literarisch wirklich wertvolle aus Ernst Jüngers literarischem Nachlass.

⁹ Incentive Congress Journal, Nr. 3/1997

Das Ziel des Autors ist hingegen aber keine krude Geschichtsrevision, sondern die Herbeiführung einer überfälligen Gerechtigkeit.

Und diese Gerechtigkeit soll den einheimischen „Orientalen“ auf der ganzen Welt, aber besonders hier im Westen, nämlich den Frauen, zuteil werden. Denn das weibliche Geschlecht ist auch im Westen nie ein modernes Subjekt geworden (Roswitha Scholz: *Das Subjekt ist der Mann*).

„Was dem Manne sein Orakel“¹⁰ ist daher ein besonderes Werk. Es ist - auch und gerade - in seiner sprachlich gebundenen Form, ein an die Lyrik ansetzender Versuch - und dies als Mann - jener ihm und des Weibes Fremdheit die passende Semantik zu geben, eine solche, die die Kritik am (männlich-westlich-weißen - vgl. Kurz/Scholz) Subjekt nicht mehr nur mit Gesellschaftskritik verbindet, sondern eben auch beiden Geschlechtern wieder das erfahren möchte helfen, was sie seit tausenden von Jahren tiefer und damit schmerzlicher trennt als alle Klassenschranken seither: Die Unmöglichkeit der Liebe.

Das Werk ist (Selbst-)Erkenntnis, Selbstkritik aus -und entgegen marxistischer Konsequenz, gesellschaftskritisches Pamphlet, Lyrik und Anti-Lyrik - da auch selbstironische Prosa -¹¹, Botschaft und als solche die Bitte an die Frau - im Namen des Mannes - um etwas mehr Geduld. Denn entweder lernt der Mann zu begreifen, oder er wird lernen müssen zu verschwinden. Letzteres droht im gar sowieso, wenn auch vielleicht erst in „150000 Jahren“.

Und doch ist es, in der Allegorie verschleiert, vor allem Ausdruck des Verlangens des - eben männlichen - Subjekts nach Erhaltung seiner Identität. Denn diese ist ihm wesentlich lyrisch, wenn auch damit nicht wirklich ehrlich!

Das Stück ist somit nicht krude profeministisch - dies am Allerwenigsten - denn es ist das Drama beider Geschlechter, welches von der Antike an beginnend, und dabei auf wechselnden konkret-historischen Bühnen wandelnd, dem Publikum immer wieder den letzten Akt verweigert. Und so wie auch eine Ilias uns heute nicht mehr nur mythologische und somit sinnlose Rätsel aufgibt, da wir - seit Freud - gelernt haben, mit diesen Rätseln tief in die Seele des Menschen, wenn nicht gar in seine Geschichte, zu schauen, sollte auch dieses „Orakel“ ein zu Verstehendes geworden sein.

¹⁰ Es ist Teil eines größeren Werkes, das in der Form eines Tagebuchs verfasst ist. Das „Tagebuch“ nennt sich „Der Orient ist (mein) Schicksal“. Das „Tagebuch“ wird im Ganzen nicht veröffentlicht, aber es werden einzelne Beiträge hieraus erscheinen. In dem Sinne ist es auch kein Tagebuch, da es nicht die eigenen Erlebnisse chronologisch aufzeichnet, sondern diese nur hin -und wieder (je nach Bedeutung) im Kontext jeweils aktueller geschichtlicher Ereignisse, aufgreift.

¹¹ Das Schicksal der Lyrik dürfte mit dem Ende des Patriarchats besiegelt sein. Aus der Sicht des Autors kann man daher nur noch „mit Heine und gegen Heine“, oder „mit Hafiz und gegen Hafiz“ und damit auch zugleich alle bisherige Literatur und Dichtung über die Postmoderne hinaus begleiten. Denn je länger sich die Klassengesellschaft künstlich am Leben hält (gegenwärtig zersetzt sie sich nur, aber von „Auflösung“ kann keine Rede sein), und mit ihr das Patriarchat, desto schärfer wird der Geschlechterkrieg. Ein „Goya“, der dieser dann versteinerten (Liebes-)Welt ihre Fratzen gegen-stellt, wird sich dann wohl zur rechten Zeit einstellen.